



## Standesbewußtsein der Jugend in Schelten und Versen.

Von  
August Gebhardt, Erlangen.

Es wäre ein gewaltiger Irrtum, anzunehmen, daß der Klassenhaß dem erwachsenen Alter allein angehöre. Vielmehr zeigt er sich, wenn auch nicht mit derselben Zielsbewußtheit wie bei Männern, die im politischen Leben stehen, sondern mehr als eine Übergangsform vom Standesbewußtsein zum Klassenhaß, schon recht deutlich gerade in den Schuljahren der Jugend.

Wenn in meiner Jugendzeit in Nürnberg wir Schüler der unteren Klassen des Gymnasiums als Glazpazen (Einzahl Glazpaz) bezeichnet wurden, was übrigens von einigen auch als Klazpaz gesprochen wurde, so möchte ich tatsächlich in dem ersten Wortbestandteil eine Entstehung der Wörter Klasse sowohl wie klassisch sehen, die veranlaßt war einerseits durch den Gedanken an die Glaz, die fast jeder ehemalige Schüler des Gymnasiums dereinst kriegt, und andererseits durch den Gleichlaut mit dem zweiten Bestandteil des Wortes, Paz. In der Umgangssprache unserer Gegend ist Pazen = Klumpen, pažig wird ein unfreundlicher, wortkarger Mensch genannt.

Schlimmer aber ist die Bezeichnung, mit der nun die Glazpazen diese Benennung ihren Urhebern, den Volksschülern, erwiderten, nämlich Volkstropf. Sicherlich ist die Wahl des zweiten Bestandteiles mit dadurch beeinflußt, daß wir es, wie dort in beiden Silben mit a, hier in beiden mit dem gleichen Selbstlaut o zu tun haben. Aber daß man gerade Tropf wählte, zeigt doch auch deutlich, wie man eben in dem Schüler der Volksschule, der aus einfacherer Familie war, bis zum Beweis des Gegenteils auch einen Menschen von niederer Gesinnung vermutete, auf den also das Schimpfwort Tropf anwendbar war.

Die Käze läßt das Mausen nicht, und so darf ich vielleicht als Sprachhistoriker auch gleich eine sprachliche Bemerkung einslechten: während als Bezeichnung von leblosen Gegenständen beide Wörter, Pazen wie Tropfen,

mittelhochdeutsch *paze* und *tropfe*, auch in der Nominativform setzt die Endung der übrigen Biegungsfälle angenommen haben, entbehrt bei der Anwendung als Schelte die ganze Einzahl dieses *en*. Warum? Weil sie besonders häufig, weitaus in den meisten Fällen, im Vokativ angewendet werden, und dieser ja im deutschen stets dem Nominativ gleich ist. Nächst häufig war dann der eigentliche Nominativ, z. B. in Urteilen wie „*der Tropf, der elende*“.

Ähnliche Beispiele für ein an den Klassenhaß haarscharf angrenzendes Standesbewußtsein bieten zwei Verschen, die unter der Erlanger Schuljugend umlaufen. Es liegt an den Bevölkerungsverhältnissen der Stadt, daß unter den sogenannten besseren Ständen neben einigen Offizieren, wenigen Beamten und noch weniger Großkaufleuten und Industriellen die Universitätsangehörigen die größte Zahl ausmachen. Bedenken wir ferner, daß für die Bürgerschaft auch die Privatdozenten, sowie die Bibliothekare mit zu den Professoren zählen, und rechnet man hierzu noch die Professoren an den zwei Mittelschulen, so begreift sich, daß eben die Professoren als die Vertreter der besseren Klasse gelten, als die Vertreter derselben Klasse, die in der Kleidung mit der Zeit geht, und die vor allem ihre Kinder auch kindlich kleidet, nicht schon als Schulkinder im Kleide der Erwachsenen gehen läßt. So konnte unter den Schulumädchen der Volkschule das Verschen entstehen:

Professors Gsteckla  
Mit dein korzn Röckla  
Mit dein korzn Unterrock  
Bist a rechter Gaafzbock.

Dass *Gsteck* als Schelte, besonders für Mädchen, auch anderwärts häufig ist, sehen wir aus dem Deutschen Wörterbuch IV, I, II, 4208, wo aber die genaue, für Nürnberg, Erlangen und Umgebung geltende Bedeutung nicht angegeben ist. So bezeichnen besonders die Schulumädchen, aber auch Erwachsene, eine Altersgenossin, die wegen wirklicher oder vermeintlicher Unverträglichkeit, Angeberei, Empfindlichkeit oder Zurückhaltung unbeliebt ist. Wenn man nun bedenkt, daß gerade magere Personen häufiger als andere im Rufe dieser Eigenschaften stehen, so ist es leicht zu begreifen, wie sich hierfür eine Schelte einbürgern konnte, die sicher etymologisch mit dem Worte *Stecken* verwandt ist. *Stecken* wird mit weitem, *Gsteck* mit engem e gesprochen, das heißt hier mit dem seltenen Umlaut von altem e. Die beiden e von *Gsteck* und *Stecken* verhalten sich also zu einander wie in sechs und sechzehn, wo ja auch, wenigstens im Süden, genau zwischen weitem, offenem e hier und geschlossenem dort geschieden wird.

An den Vergleich mit dem *Geißbock* — ei in der Mundart als langes a gesprochen — können wir wiederum eine volkpsychologische Beobachtung anschließen: das Volk ist in seinen Vergleichen durchaus nicht genau. Wer erinnert sich nicht an das drollige Bildchen, das vor einigen Jahren die Fliegenden Blätter brachten zu der Redensart „Kinder, ihr eßt schon wieder mit den Fingern wie die Schweine“, und auf dem zu sehen war, wie eine Schweinfamilie fein säuberlich mit den Fingern, d. h. mit den Klauen aß? So auch hier. Wer

Kurzen Rock trägt, der zeigt lange Beine, und beim Sehen langer Beine denkt man unwillkürlich an sogenannte Bocksprünge. Und so kommt man beim Geißbock an, der im Grunde genommen weder langbeinig ist, noch unter seinem zottigen Fell gerade viel von seinen Beinen sehen läßt.

Weit wichtiger aber ist eine andere Beobachtung, die sich an dem Verschen bei geschichtlicher Betrachtung zeigt. So neuzeitlich es auch seinem Inhalte nach ist, so sicher fällt es doch nach den allerdings unregelmäßigen beiden ersten Zeilen (mit zwei Hebungen in der ersten, dreien in der zweiten), wenigstens in der zweiten Hälfte in den uralten Rhythmus des Alliterationsverses zurück: vier Hebungen — oder meinetwegen vier betonte Silben — in jeder Zeile, selbst wenn, wie in letzterem Worte, die Hebungen unmittelbar aufeinanderfolgen, ohne durch eine dazwischenliegende tonlose Silbe getrennt zu sein. Die beiden letzten Zeilen mit ihrem Schema (‘ = betont, ‘ = unbetont):

‘ ‘ ‘ ‘  
‘ ‘ ‘ ‘  
‘ ‘ ‘ ‘  
‘ ‘ ‘ ‘

zeigen genau ebenso die uralten vier Hebungen des germanischen Stabreimverses wie etwa das bekannte

Ringel Ringel Reihe  
‘ ‘ ‘ ‘

Auch diesem Verschen steht nun ein anderes gegenüber, das nach meinem Empfinden weit gehässiger ist. Es soll besonders unter den Schülern des Gymnasiums gesprochen werden:

Die Erlanger Maadli die tenna so dick  
Und genga doch bloß in die Börschtnfabrik.

„Dick tun“ läßt sich wohl am besten so erklären: mit Worten und Geberden, in Kleidung und in unserem Falle besonders in der Haartracht seinen Wohlstand unangenehm zur Schau tragen. Unter der „Börschtnfabrik“ ist die Bürstenfabrik Erlangen Aktiengesellschaft vormals Emil Kränzlein gemeint, die wirklich der Großindustrie angehört und eine große Zahl von Arbeitern und sorgfältig frisierten Arbeiterinnen beschäftigt. Die Haartracht ist nämlich derjenige Punkt, in dem hierzulande die Arbeiterinnen am meisten auf ihr Äußeres geben, trotzdem sie oft schon ungemein früh am Morgen antreten müssen.

Auch dieses Verschen, so überneuzeitlich es uns seinem Äußeren nach ebenfalls erscheint, zeigt doch auch wieder das uralte germanische Versmaß, und zwar ohne die Störungen, die wir bei dem anderen feststellen konnten, ein Beweis, wie zähe doch die altererbte Überlieferung auch in denselben Schichten der Bevölkerung haftet, die sich vor lauter Gelehrtheit, vor lauter Pflege des klassischen Altertums am wenigsten ihres Deutschtums bewußt sind<sup>1)</sup>.

Nachträglich sei noch bemerkt, daß ich nach der Zusammenstellung der vor-

<sup>1)</sup> Der Aufsatz war längst geschrieben, als die Begeisterung der gesamten deutschen Jugend beim Ausbruch des Weltkrieges den Beweis erbrachte, daß auch unter der Decke der fremden, römisch-griechischen Bildung ein treudeutsches Herz schlagen kann.

anstehenden Zeilen erfuhr, daß beide Verschen mit geringen Abweichungen auch anderwärts umlaufen, so das erste in Bayreuth in der Gestalt:

Do duu Gsteckla  
mit dein kurzn Röckla usw.,

das zweite in den nodörftlichen Stadtteilen von Nürnberg mit dem Wortlaut:

Die Nörnberger Maadla  
Die tenna fu die,  
Und genga zun Scheiblein  
In di Draufawerit.

Hat dieses durch den vom Versmaß geforderten Ausfall des Wortes „bloß“ den Eindruck des Klassenhasses bedeutend abgemildert, so fehlt jenem der eben für das ganze Erlanger Leben so bezeichnende Zuschnitt auf das Verhältnis der Bürgerschaft zur Universität.



## Altes und Neues über Weihnachtsgebräuche und die zwölf Nächte.

Ein Beitrag zur Volkskunde im protestantischen Mittelfranken.

Von  
A. Ney-Kreifelmeyer in München.

Die Weihnachtszeit beginnt mit dem Nikolaustag und schließt mit Epiphanien. St. Nikolaustag ist ein Kindertag. Der „Pelzmörtel“ wird lange mit Sehnsucht und Furcht erwartet. Er schlägt mit großer rasselnder Kette<sup>1)</sup> an Läden und Türen, trägt Hasel und Birkenruten, einen Sack mit Apfeln, Nüssen und „Zucker“ (Lebkuchen, Marzipan, auch sog. „Lichtenauer Zucker“ ist dabei). Der älteste Hut der Bodenkammer deckt ein geschwärztes oder rot bemaltes Gesicht<sup>2)</sup>, das ein riesiger Flachsbart fast ganz verhüllt. Als Mantel trägt er einen umgekehrten „Bornes“ (alter blauer Bauerntuchmantel), mit langen Kanonenstiefeln stapft er in die Stube, wo die Kinder halb weinend hinter dem Tisch Schutz suchend, ihre Gebetchen dem alten wüsten Pelzmörtel stotternd vortragen, der hier ohne Knecht Rupprecht reist. Durch seine Ruten und sein Aussehen hat er sich und dem Christkind für alle Seiten den nötigen Respekt verschafft. Denn wer mit seiner Rute und nicht mit seinen Gaben Bekanntschaft macht, kriegt auch vom Christkindle nichts, denn „der Pelzmörtel seggt's 'n Christkindle, wue braevi und wue häesi Kinner san“.

Überhaupt ist's in der Adventszeit „nit richti“, d. h. den bösen Geistern ist mehr Macht gelassen ihr Unwesen zu treiben und die armen Menschen zu schädigen und ängstigen. Was weiß man da nicht in „den Vorsitzen“ (Spinn-

<sup>1)</sup> Meist wird eine Hemmkette dazu verwendet.

<sup>2)</sup> Was mit Zichorienpapier geschieht.